

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 52=72 (1906)

Heft: 37

Artikel: Neue Wege? : die Methode von Oberstleutnant Fumet in Frankreich

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-98366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Infanterieregiment 31, Füsilierbataillon 95 und eine Gebirgsbatterie bei Rappenloch am Grabserberg.

Infanterieregiment 32 (ohne Füsilierbataillon 95), vier Maschinengewehre und zwei Feldbatterien am Gamserberg.

Die kombinierte XV. Infanteriebrigade sammelte sich auf der Strasse Sevelen-Altendorf. Von dort wurde in zwei Kolonnen vormarschirt:

Kolonne rechts auf der Strasse gegen Gams unter dem Befehl des Kommandanten des 30. Infanterieregiments: Infanteriebataillon 90, zwei Feldbatterien, ein Zug Sappeure.

Kolonne links längs den Berghängen über Gatter: Infanterieregiment 29, zwei Bataillone des Infanterieregiments 30, Gebirgsbatterie, vier Maschinengewehre, drei Sappeurzüge und die Gebirgsambulanz.

Die Kolonne links hatte Mühe, in dem durch tiefe Wasserrisse durchschnittenen Gelände vorwärts zu kommen. Infolgedessen bekam die Kolonne rechts einen Vorsprung, wodurch sie schon um 8 Uhr ins Feuer kam. Die Feldbatterien eröffneten aus einer Stellung westlich Werdenberg das Feuer, während Füsilierbataillon 90 die roten Vorposten gegen Grabs zurücktrieb.

Etwa um 9 Uhr bezog auch die Gebirgsbatterie Feuerstellung. Infanterieregiment 29 ging zunächst mit zwei Bataillonen im ersten, einem im zweiten Treffen gegen den Grabserberg vor. Die beiden Bataillone des Infanterieregiments 30 folgten als Brigadereserve, wurden dann aber zwischen beiden Gefechtsgruppen zum entscheidenden Angriffe eingesetzt.

Als der Kommandant der XVI. Infanteriebrigade die Angriffsrichtung des Gegners erkannt hatte, zog er das Gros des 32. Infanterieregiments vom Gamserberg an die Gefechtsgruppe am Grabserberg heran und ging dann gegen Mittag seinerseits auf dem rechten Flügel zum Angriffe über. Gleich darauf wurde das Gefecht abgebrochen.

Neue Wege?

(Die Methode von Oberstleutnant Fumet in Frankreich.)

Das neue Infanterieexerzierreglement hat Frankreichs Heer mit einem Schlage auf einen ganz modernen Boden gestellt und seinen Führern die Freiheit gebracht, nach der sie sich so lange gesehnt (vgl. „Allg. Schweiz. Militärzeitung“ 1905, Nr. 10 ff), allein wie das gewöhnlich zu gehen pflegt und besonders für das französische Wesen typisch und charakteristisch ist, man fällt von einem Extrem ins andere: nachdem man den Führer glücklich von den Fesseln eines

komplizierten Verfahrens befreit hat, will man nun die an sich sehr einfachen Formen noch mehr vereinfachen, noch mehr abschneiden vom bisher Gebräuchlichen, in der zwar löblichen Absicht, durch Vereinfachung Zeit zu gewinnen für die intensivere Bearbeitung des absolut Notwendigen, was aber andererseits die Tatsache nicht zu verdecken vermag, dass man sich noch immer nicht dazu hat aufschwingen können, dem Führer die Freiheit zu lassen, in jedem konkreten Falle diejenigen der ihm zur Verfügung gestellten Formen anzuwenden, die er im gegebenen Augenblick als die besten und praktischsten erachtet; mit anderen Worten: die Bevormundung der Führer durch das Reglement soll fort dauern, der Führer soll auch jetzt noch durch das Reglement in dem Sinne gebunden sein, dass man ihm statt eines komplizierten ein einfaches aber verbindliches Rezeptbüchlein des guten Rates in die Hand geben will. Man verstehe mich nicht falsch: natürlich muss das Reglement Vorschriften enthalten, die unbeugsam sind und strikte gehandhabt werden, die für den Soldaten und den Führer Evangelium sein müssen, allein ihre Anwendung soll freigegeben sein. Der Führer soll z. B. von Fall zu Fall entscheiden, ob er beim Durchqueren eines Waldes mit einer Kompagnie in einer Marschkolonne, ob er besser in der Zuglinie oder in der zerstreuten Ordnung vorgehen kann, er soll in solchen Fällen durchs Reglement nicht an eine Normalformation gebunden sein. Natürlich ist es für einen Führer viel einfacher, wenn ihm das Reglement vorschreibt: Beim Durchstreifen eines Waldes muss die Kompagnie in offene Zuglinie gesetzt werden, die Züge in Marschkolonne, mit 20 m Zwischenraum, der Mittelzug rechts zur Richtung (Anschlusszug). Dann weiss er ein für allemal, was er zu tun hat und braucht sich nicht lange zu besinnen, nicht lange darüber nachzudenken, welche Formation gerade jetzt die zweckmässigste ist! Hierin liegt aber eben der wunde Punkt: wenn der Führer nicht bei jedem Falle überlegen, denken muss, so wird er in Fällen, die im Rezeptbuche, Reglemente genannt, fehlen, nicht wissen, was er zu tun hat, er wird nie selbstständig, nie unabhängig von den Formen, vom Formalismus. Darin liegt die grosse Gefahr — auch das ganz einfache Reglement von wenig Formen erzieht alsdann Normalmenschen, Schemaführer, beschränkte Köpfe. Ein gutes Reglement muss also eine Anzahl von Formen enthalten und der Führer soll sich ihrer jederzeit bedienen, sie entsprechend auswählen können. Aus diesem Grunde ist ein Reglement, das für jeden Fall nur eine Form kennt, ein Unding.

Schon bevor das gegenwärtige Reglement eingeführt wurde, erhoben sich in französischen

Offizierskreisen Stimmen, das neue Werk enthalte viel zu viel Formen, es sei nicht einfach genug und müsse noch bedeutend vereinfacht werden, wenn es brauchbar sein soll. Ein höherer Offizier, Oberstleutnant Fumet, machte sich anheischig, eine Vorschrift herzustellen, die jedem Offizier gestatte, seine Einheit, deren Leute in den Elementen der Soldatenschule gründlich ausgebildet seien, „in wenig mehr als einem Tage dazu zu bringen, korrekt und ohne die Formen je zu vergessen, alle Bewegungen zu erlernen, die nötig sind, damit die betreffende Einheit sich besammeln (antreten), marschieren und kämpfen könne“. Der Kriegsminister nahm ihn beim Wort und Fumet stellt gegenwärtig seine Versuche an, die den militärischen Redaktor des „Temps“ (12. VII. 06) veranlasst haben, einen überaus interessanten Artikel zu schreiben, der uns zeigt, wie man verschiedenes in Frankreich auffasst. Es mögen hier die wichtigsten Stellen folgen:

Jeder Offizier des französischen Heeres fragt sich bei Betrachtung der furchtbaren Niederlagen von 1870 unwillkürlich: Wie war das möglich? und ferner: Woher kommt es, dass alle Anstrengungen, die seither gemacht worden sind, um die ehemalige Stellung in Europa, die militärische Vorherrschaft, zurückzugewinnen, erfolglos geblieben sind?

Oberstleutnant Fumet beantwortet sie dahin, dass die Ursache beider Erscheinungen die gleiche sei, nämlich der relative Mangel an militärischer Kunst, an Kriegskunst, die nach und nach immer mehr zurückgegangen sei.

Die Truppenführung ist eine sehr schwere Kunst. Aus diesem Grunde muss die allgemeine Methode der Ausbildung von Truppenführern ähnlich der sein, die Künstler heranbildet. Sie charakterisiert sich durch das Kennen der Mittel, das Beherrschen der Verfahren, das ununterbrochene Hervorbringen neuer Wege und Möglichkeiten aller Art, die zum Ziele und den Künstler demnach immer näher der Vollendung führen. Jede Abänderung erzeugt einen Rückschlag auf den Entwicklungsgang des Talentes und auf die Kunst selbst. Gerade deshalb ist, wie wir sehen werden, unsere „art militaire“ zurückgegangen.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts, als das Gewehr endgültig den Sieg über den Speer davongetragen hatte, fanden sich in Europa zwei taktische Systeme im Gebrauch. Das eine gründete sich fast allein aufs Infanteriefeuer, arbeitete daher mit langen Linien und wird heute die Lineartaktik genannt. Ihr Schöpfer ist Friedrich der Grosse. Die Kunst bestand darin, die Infanterie auf zwei Linien aufzustellen; die Reiterei wurde auf die Flügel genommen,

die Artillerie stand in den kleinen Lücken zwischen den Infanterieeinheiten. So bildete alles eine schwerbewegliche Masse, die keine taktischen Kombinationen zuließ. Jede der drei Waffen kämpfte für sich und bildete sich ohne Rücksicht auf die anderen aus. Die ganze Instruktion bestand im wörtlichen Auswendiglernen der Vorschriften und im peinlich genauen, schablonenhaften Befolgen der Angaben. Man konnte nur geschlossene Formen. Zur Anwendung solcher starrer Formen musste das offene und ebene Gelände sorgfältig ausgelesen werden.

Das andere System war auf die Lehre von der Verwendung von Stoss und Feuer zugleich aufgebaut. Es verfügte über verschiedene erprobte Formen, deren typischste die Bataillonsangriffskolonnen war. Hiezu wurde das Bataillon auf drei Glieder zum Feuern aufgestellt. Der grosse Unterschied gegenüber dem ersterwähnten besteht darin, dass es nicht nur eine einzige schwerbewegliche Menschenmasse kannte und dass die Waffen nicht einzeln kämpften: die Armee war in mehrere grosse Heerhaufen eingeteilt, von denen jeder alle drei Waffen besass.

Diese sehr beweglichen Heerhaufen nahmen je nach der ihnen zugewiesenen Aufgabe und je nach dem Gelände verschiedene Formen an, die sich in die Tiefe entwickelten. Die Artillerie jedes Haufens kämpfte massiert. Die Kavallerie klärte auf und ritt von den Zwischenräumen zwischen den eigenen Bataillonen aus ihre Attacken. Der Generalissimus verfügte über die Heerhaufen und die Heerhaufenführer über ihre drei Waffen.

Man nennt dies die Tiefentaktik oder die französische im Gegensatz zur linearen preussischen.

Es ist klar, dass Methodik und Geist der beiden Systeme sehr verschieden waren und dass zwei Armeen, von denen die eine nach der einen, die andere nach der andern ausgebildet waren, in bezug auf Gewandtheit und Beweglichkeit sehr verschieden zu bewerten waren.

Die schwere, starre, geometrische Schlachtordnung der Preussen war durch sich selbst zur Unbeweglichkeit verurteilt (wenigstens was Reiterei und Artillerie anbetrifft). Sie verdammt aber auch das Gehirn der Führer zur Untätigkeit und gestattete in der Verwendung der drei Waffen auch nicht die geringste Spur von Freiheit: sie war la négation de l'art (!). Mit ihr erzog man keine Künstler in bezug auf militärische Fertigkeiten.

Die einfache und leicht bewegliche französische Taktik war auf einem durchaus richtigen Grundsatz aufgebaut, weil sie sich auf die zweckmässige Verwendung der verschiedenen Waffen, auf den Geist der Offensive und die Bewegung stützte

und von den Führern beständige Aufmerksamkeit und Initiative verlangte. Hier allein kann von Kriegskunst gesprochen werden.

In Frankreich stritten, besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, beide Systeme mit einander um die Führung. 1791 siegte das preussische und es wurde das Reglement vom 1. August erlassen, das das preussische Friedrichs des Grossen genau kopierte. Zum Glück hatten die Heere der ersten Republik und des Kaiserreichs keine Zeit, dessen Formen zu erlernen, sie blieben der französischen Taktik treu und errangen bei Jena und Auerstädt die glänzendsten Siege über die preussische. Leider wurde dann aber 1815 das Reglement vom 1. August 1791 doch in kraft erklärt und von da an geht die französische Kriegskunst beständig zurück, bis sie 1870 Fiasko machte.

Die Hauptmerkmale der „neuen Methode“ waren :

1. Jede Waffe wurde unabhängig von den anderen ausgebildet.

2. Der Unterricht beschränkte sich auf die Kenntnis des Exerzierreglementes der Waffe, besonders der verschiedenen Formen, deren Erlernung das Endziel aller militärischen Instruktion war. Es gab also weder eine allgemeine, noch eine Taktik der einzelnen Waffen.

3. Aller Unterricht gründete sich auf das wörtliche Auswendiglernen der Vorschriften, woraus eine Gedankenarmut in den Gehirnen der Führer grossgezogen wurde, die unsere militärischen Fähigkeiten und die Initiative langsam, aber sicher abtöteten.

4. Es wurde damit ein beschränkter Geist ohne freien Horizont grossgezogen, der den Formendienst mit dem Unterricht verwechselte und sich in Kleinlichkeiten verlor.

So waren die Verhältnisse beschaffen, die endlich zum Unglück von 1870 führen mussten. Der Krieg überraschte uns damals in der bedenklichsten Lage, die man sich überhaupt vorstellen kann, nämlich im Augenblick, wo man im Begriffe war, die Dienstauffassung zu ändern. So verhängnisvoll sein Ausgang auch war, er hatte doch das Gute, dass man den begangenen Fehler einsah und den ganzen Unterrichtsbetrieb auf anderen, neuen Boden stellte. Allein es scheint damals an begabten Köpfen zur Durchführung der schweren Aufgabe gefehlt zu haben (!): es kam zu langjährigen erbitterten Feinden zwischen den Anhängern des alten preussischen Reglements und des neuen vom 3. August 1870. Die letztgenannten trugen den Sieg davon und es entstand unser Reglement vom 12. Juni 1875.

Man darf aber nie vergessen, dass die sogenannten neuen Formen die nämlichen waren, die das französische Reglement von 1770 enthalten

hatte: sie lehrten damals den Kampf durch Stoss der Massen und das Feuer aus Stein- schlossgewehren und glatten Geschützen. Jetzt waren sie etwas modernisiert worden, bargen aber in ihrer Anwendung auf Schnellfeuerwaffen grosse Gefahren in sich.

Allein, obschon die Formen geändert wurden, Methodik und Geist blieben die gleichen, das wörtliche Auswendiglernen der „Texte“ wurde beibehalten, die peinlich genaue Ausführung der Exerzitien in geschlossener Formation bildete nach wie vor die Grundlage unseres Unterrichts und die Ausbildung der Cadres gründete sich noch immer auf die getrennte Arbeit aller Waffen.

Mit einem Worte: der Unterricht blieb ungefähr der nämliche wie vorher und natürlich waren auch die Ergebnisse entsprechende. Die Zeit von 1875 bis heute entspricht fast genau der Periode von 1815 bis 1870 in bezug wenigstens auf die Ohnmacht der offiziellen Kreise und auf die Unmöglichkeit, die Geister vom Schematismus der Reglemente Friedrichs des Grossen loszuringen.

Das ist ein freimütiges Wort, eine kühne Behauptung, ein tapferes Unterfangen, wenn wir bedenken, wie sehr man sich offiziell Mühe gibt, den „neuen Kurs“ zu steuern. Statt nun aber logischerweise zu verlangen, dass die Form gegenüber ihrer Verwendung im konkreten Fall zurücktrete und dem Führer Gelegenheit gegeben werde, zu zeigen, dass er imstande sei, jedesmal aus freiem Ermessen als denkender Mensch zu entscheiden, welche am angemessensten sei, singt der wackere Redaktor nun das Hohelied des Verfahrens von Oberstleutnant Fumet wie folgt :

Der Unterstudiendirektor der Kriegsschule (eben Fumet) hat seit 1883 unermülich für eine andere Auffassung gekämpft. Seine Methode steht im schroffsten Gegensatz zur alten.

Die alte Schule lässt jeden Offizier in seiner Waffe aufwachsen und verschafft ihm keine Gelegenheit, sich bei den anderen umzusehen und so sich zum Truppenführer auszubilden; Fumet schiekt die Offiziere der einen zur anderen Waffe zur Ausbildung.

Die alte Schule beschränkt die Ausbildung auf die Kenntnis der Formen und Verfahren, Fumet unterscheidet scharf zwischen der Form und ihrer Anwendung.

Er kennt nur ganz wenig einfache Formen und übt sie gemäss ihrem Werte ein, so zwar, dass die am häufigsten gebrauchten am meisten geübt werden. Er stellt die ganze Instruktion ab auf ihre beständige Anwendung zur Lösung

von Aufgaben, bei welchen alle Waffen mitwirken. Nur so entwickelt sich lückenlos und logisch die „Kunstfertigkeit“ des Offiziers als Führer lebender Wesen (!). Nachher können die Offiziere sich ohne Schaden zu Spezialisten in ihrer Waffe entwickeln: der erste grundlegende Unterricht weist sie immer wieder auf den richtigen Weg.

Die alte Schule verwechselt oft den Dienst im Felde mit dem Unterricht. Sie verlangt, ohne zu sagen warum, Lösungen, die weitab vom Einfachen liegen; Fumet appelliert beim Unterricht stets an den gesunden Menschenverstand aller, insbesondere auch an den der Soldaten und unteren Führer. Kein Entschluss darf gefasst werden ohne Begründung: der Leitende muss seinen Untergebenen nicht nur sagen, was er tun will, sondern auch, weshalb er es so und nicht anders macht. Er bereitet so jeden auf die Tätigkeit im höheren Grade vor, entwickelt die Denkfähigkeit aller, ihre Initiative, ihre Gewandtheit.

Die alte Schule lernt die Vorschriften wörtlich auswendig, Fumet will die Vorschriften sinn-gemäss anwenden.

Die alte Schule hat das Wesen der Kriegskunst dermassen verkannt, dass eine gute Gesundheit, eine schwache Primarschulbildung und einige Seiten wörtlich auswendig gelernter Theorie genügten, um selbst zu den höchsten Stellen zu gelangen; Fumet weiss, dass die Kriegskunst eine der schwersten Künste überhaupt ist und nicht nur als angenehme Beigabe zum Berufe eines höheren Offiziers betrachtet werden darf.

So hat denn Fumet ein System ausgearbeitet, das sich durch ausserordentliche Einfachheit auszeichnet. Ist die Einzelausbildung abgeschlossen, so werden die Gruppe und der Zug in zwei bis drei Tagen vollständig ausgebildet. So werden einst die Reservisten in wenig Stunden wiederum kriegstüchtige Soldaten sein und die Neuausgehobenen können in einigen Tagen zur Front abmarschieren. Die zweijährige Dienstzeit birgt also keine Gefahren mehr in sich und kann ohne Schaden noch bedeutend verkürzt werden. Die technische Seite des Unterrichtes ist so überaus einfach geworden, dass auch die Unteroffiziere, ja selbst intelligente Soldaten als Stellvertreter höherer Chargen bis zur Kompanie hinauf amten können und die Stellvertretung der niederen Cadres im Kriegsfall demnach gesichert ist.

Die Einfachheit der Mittel lässt aber nichtsdestoweniger erkennen, dass ihre Anwendung immer schwierig sein wird und wie wichtig es deshalb ist, gute Offiziere heranzubilden . . . — ein eigentümlicher Schluss, der im strikten Gegensatz steht zur Jubelhymne betreffend die „garantierte Stellvertretung“.

Wie eingangs bemerkt, ist der Exkurs geradezu typisch. Er beweist uns wiederum, wie leicht man sich in Frankreich für etwas begeistert und wie man in einer Neuerung, deren Fundament ein recht wackeliges genannt werden muss, sofort die Panacée erblickt, vor deren Licht die anderen Leuchten erlöschen. Die Ausführungen sind aber auch deshalb recht interessant, weil sie uns das Fühlen und Denken in den Kreisen französischer Offiziere enthüllen. M.

Pionierübung an der Weichsel.

S. Gewissermassen als Vorläufer der grossen Herbstmanöver können die anderen vorher stattfindenden Übungen betrachtet werden, so die Übungen der Kavalleriedivisionen, der Sanitätstruppen, die Übungen aller Waffen mit scharfer Munition und die Übungen der technischen Truppen. Die bedeutendste der letzteren war die vor kurzem beendete grosse Übung bei Fordon an der Weichsel nahe Graudenz. Es handelte sich bei dieser Übung um Erzwingung eines Überganges über die fast 400 m breite Weichsel im Angesicht eines geschlagenen Feindes. Dieser hatte auf dem anderen Ufer in befestigter Stellung Halt gemacht um den Übergang zu verhindern. Die Übung dauerte vom 6. August mittags bis zum 9. August früh morgens. Am Vormittage des 6. August versammelten sich die beteiligten Truppen und um 2 Uhr nachmittags begann der Kriegszustand. Die blaue Partei (eine verstärkte Brigade des geschlagenen Gegners) arbeitete auf dem linken, die rote Partei (eine Division mit verstärkter Artillerie einschliesslich schwerer Artillerie) auf dem rechten Weichselufer. Der Übergang über die Weichsel sollte vom rechten nach dem linken Ufer geschehen.

In den ersten Tagen der Übung baute „Blau“ unter Ausnutzung der Dunkelheit der Nacht seine Stellungen aus und legte vor diesen Drahthindernisse und Minenfelder an. Bei Tag ruhten die Truppen, soweit sie nicht durch die Bewachung des Weichselufers in Anspruch genommen waren. Ein grosser Teil der Truppen aber musste Tag und Nacht gefechtsbereit biwakieren. Da die Bezwingung einer Stromschanke, wie sie die Weichsel darstellt, umfangreiche Vorbereitungen erfordert, so beschränkte sich die Tätigkeit von „Rot“ grösstenteils ebenfalls auf die Nachtzeit und trat daher wenig in Erscheinung. Umso mehr regte sich alles bei Beginn der Dunkelheit. Von Pionieroffizieren geführte Patrouillen durchschwammen mit behelfsmässigen Schwimmkörpern, wie mit aufgeblasenen Säcken, Rettungsringen etc., die Weichsel, und im Hintergrunde besserten Pioniere die Wege aus, auf